



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Notizen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Notizen.

Zur Kulturgeschichte des fünfzehnten Jahrhunderts. Je weiter wir in der Reihe der Jahrhunderte zurückgehen, desto wichtiger wird es uns für die Kulturgeschichte, zu wissen, wie sich der herrschende kirchliche Glaube durch Unterricht und ähnliche Veranstaltungen fortpflanzt und die Jugend heranzieht. In der Art, wie dies geschieht, spiegelt sich die ganze Zeit genau ab. Wir wollen dies Gebiet (nach Geffkens Forschungen) in den wesentlichen Zügen einmal kurz schildern.

Man könnte das, was wir meinen, unter den Namen „Katechismusunterricht“ bringen. Aber als Buch ist der Katechismus erst durch Luther geschaffen worden. Der Sache nach ist der Katechismus schon vorreformatorisch, auch die Frageform kommt schon vor, aber diese Katechismusvorläufer sind zunächst für die Geistlichen, nicht für die Hand der Schüler bestimmt. Bald aber wurde auch in der katholischen Kirche das Beispiel Luthers nachgeahmt, wie man aus der Mousfangschen Sammlung katholischer Katechismen ersehen kann.

Es ist längst bekannt, daß das fünfzehnte Jahrhundert nicht den geringen Bildungsgrad zeigt, den man früher dem Mittelalter schlechtthin zuschrieb. Bei einem nicht unbedeutenden Wohlstande in der deutschen Volke war auch die geistige Bildung im Fortschreiten, trotz der abscheulichen Hexenprozesse. Auch die Literatur tritt ganz respektabel auf. Schon vor 1500 gab es über 16 000 gedruckte Bücher, die zum Teil drei bis vier Bände umfaßten. Es gab darunter achtundneunzig Ausgaben der lateinischen Bibel, siebenzehn Ausgaben der deutschen Uebersetzungen. Und wenn sie auch nicht so viel gelesen wurden, wie hundert Jahre später, so ist es doch nicht richtig, so zu thun, als wäre die Bibel dem Volke unbekannt gewesen.

Freilich ist die Bibel nicht so geeignet für kindliche Unterweisung wie die mündliche Mittheilung. Diese war nun hauptsächlich in der Beichte wirksam. Sie umfaßte damals das ganze Leben der Menschen, vom siebenten Jahre bis zum Tode. Niemand, auch nicht der gewaltigste Herrscher und nicht der größte Gelehrte, durfte sich ihr entziehen.

Nun waren die vielen Seelenschäden, die sich in der Beichte bei den beiden Geschlechtern, bei den verschiednen Lebensaltern, Ständen u. zeigten, so mancherlei Art und ihre Heilung so schwierig, daß man den Seelsorgern gern mit Not- und Handbüchlein zu Hilfe kam. Diese Bücher zeigten, wie der Geistliche benutzen sollte: 1. die allgemeinen Glaubensbekenntnisse, 2. die zehn Gebote, die sieben Todsünden, die sieben Haupttugenden, 3. das Ave Maria und einige andre Stücke. So sollte die ganze Glaubenslehre popularisirt werden für die Geistlichen. Auch deutsche Anweisungen waren darunter, selbst so praktische, daß die Seelsorger sie in die Hand nehmen konnten, um sie in der Beichte stückweise den kleinen Sündern gegenüber anzuwenden und ihnen bei allerlei Stücken vorzuhalten, ob sie vielleicht dergleichen gethan und zu beichten hätten. Natürlich wurde gerade auf die noch jungen, empfänglichen Gemüther der größte Fleiß gewandt. Und man muß bedenken, daß es sonst Schulen für die meisten Kinder nicht gab, am wenigsten für die Mädchen. Desto mehr mußte neben dem Hause das Beichtinstitut thun, um das Kind wenigstens mit den Geboten Gottes und der Kirche völlig vertraut zu machen, auch durch populäre Anwendungen. Auch den Taufpaten wird die Pflicht christlicher Belehrung ihrer Paten zur Gewissenssache gemacht, wenigstens den

Glauben und das Vaterunser sollen sie ihnen bei Strafe beibringen. Das thaten sie auch. Wer bis zum vierzehnten Jahre das nötigste nicht gelernt hatte, trotz der vereinten Bemühungen, der sollte für geisteschwach, für idiot gelten. \*)

Es gewährt nun einen interessanten Einblick in die damalige Zeit, wenn wir den Beichtfragen der Geistlichen etwas näher treten. Die Kinder wurden bei Gelegenheit der zehn Gebote gefragt, ob sie gelogen, geflucht, die Messe versäumt, die Eltern verunehrt, ob sie sich gezannt und geschlagen, Eltern und Lehrern etwas entwendet, ob sie fleischliche Sünden, die, wie es in dem Buche heißt, „heutzutage so zahlreich sind,“ begangen hätten, doch wird mit Recht Vorsicht anempfohlen, damit die Kinder nicht durch das Beichtverhör eine Schlechtigkeit erst lernten, die ihnen in ihren Jahren verborgen gewesen. Diese Vorsicht ist, wie Zeitgenossen versichern, nicht selten außer Acht gelassen worden, und das ist leider sehr begreiflich. Noch spezieller sind folgende Fragen, ob die Knaben mit Schnee, Steinen u. dergl. geworfen, ob sie Karten- und Würfelspiele getrieben, ob sie durch Schwimmen und Reiten sich Todesgefahren ausgesetzt hätten. Sonderbarerweise sind die Schulgesetze bis gegen 1600 gegen das Baden und Schwimmen sehr eingenommen. Die Knaben werden gefragt, ob sie Acker, Weingärten oder Obstgärten bestohlen, ob sie den Mädchen durch Briefe, Boten, Geschenke und Serenaden nachgestellt haben, ob sie sich maskirt und in Weibskleider gesteckt, ob sie zu lange geschlafen haben. Um diesem endlos langen Beichtverhör möglichst bald zu entrinnen, sagten die Buben zu allem ja. Die Gedankenlosigkeit der Sünder fiel den Beichtvätern auf, und so sannnen sie auf Mittel, die Knaben durch absonderliche Fragen auf ihre Stumpfheit aufmerksam zu machen und sie derb aus ihrem Geisteschlaf aufzurütteln. So in interessanter Weise ein Buch eines Kaplan Wolf von Frankfurt (1478). Er sagt dem Buben zum Nachsprechen vor: „Ich han den Läden ihre Hühner, Enten, Gänse geworfen.“ Der Junge sagt das nach; wahrscheinlich hatte er dergleichen wirklich begangen. Dann fährt aber der Priester fort: „Ich han den Kaiser mit einer Streitaxt zu Tode geschlagen.“ Wie der Bube stutzt, sagt der Priester: „Merk, daß du wahr sagest.“ Ein andrer Fall: der Priester sagt vor: „Ich fand einen Heller, den gab ich nicht zurück.“ Das war sehr wahrscheinlich einmal vorgekommen. Dann fährt der Geistliche fort: „Ich han dem Rat zu Frankfurt 10 000 Gulden gestohlen,“ und setzt nach einer Pause hinzu: „Betracht dich gar wohl und lüge nicht.“

Bei dem Feiertagsgebot sagt der Beichtvater dem Jungen vor: „Ich han zweimal an dem Sonntag geschniht, Vogelkörbe gemacht, Vögel gefangen, han sechs Feiertage nicht Messe gehört, dreimal während der Messe Kränze gemacht.“ Dann heißt es auf einmal, weil der Junge so mechanisch ja sagt: „Ich han acht Feiertage getanzt und eine ganze Mauer aufgeführt.“ So schlimm hatte es der Junge doch nicht gemacht.

Bei dem neunten Gebot, dem bedenklichsten, sagt der Beichtvater: „Ich han unkeusch begierig hin und her gesehen, ich han getastet mit den Händen und Armen.“ Der Bub will die Schuld auf ein Mädchen schieben: „Katrין hat mich unkeusch angesehen.“ Aber der Beichtvater donnert ihn an: „Sage deine Sünde und sei in der Beichte kein Verräter der andern.“ Hier kommt eine schwache Seite der Sache zu Tage.

Wir wollen noch zwei verwandte Stücke betrachten, wie man damals einmal

\*) Man sol es an einfalt logen wird gelesen werden müssen, nicht an ein feld, wie Geffken meint.

durch Beispiele und Anekdoten und sodann durch Bilder dem Religionsunterricht wirksam zu Hilfe kam.

Eine Menge von Geschichten mußte diese Hilfe leisten. Wenn motivirt werden soll, daß man geistliche Schriften und nicht schlechte Bücher lesen möge, so wird der heilige Hieronymus vorgeführt, wie er vor Gottes Gericht steht und gegeißelt wird von den Knechten Gottes, bis er endlich verspricht, die jüdische Bibel ins Lateinische zu übersetzen, statt den Virgil und Plato zu lesen.

Bei dem ersten Gebot erscheinen als Übertreter desselben auch die Juden. Der Jude heißt oft „der verfluchte Hund“; es wird verboten, mit Juden zusammen zu wohnen, die Fürsten werden aufgefordert, sie nicht im Lande zu dulden. Nicht der Glaube der Juden erregt diesen Haß, sondern ihr Wucher. Statt zu sagen: Du sollst nicht Wucher treiben, hieß es damals: „Du sollst nicht mit dem Judenspieß laufen.“ Bei demselben Gebot wird auch gegen den Aberglauben gekämpft, aber wie es auch noch jetzt manchmal geschieht, man glaubt an den Aberglauben, indem man ihn bekämpft. Herolt z. B. verbietet, durch Aufschlagen der Bibel die Zukunft zu erforschen, Schlangen zu beschwören, daß sie nicht stechen, Schwerverter, daß sie nicht verwunden können, mit Toten Aberglauben zu treiben. Er hält das alles für möglich, denn Gott gebe dem Teufel zuweilen solche Macht, aber man solle keinen Gebrauch davon machen. Einmal ließ, so wird naiv erzählt, eine Frau eine Hostie in ihr Tuch gleiten, um damit zu wahr sagen. Als ihr die Hostie nichts offenbarte, warf sie dieselbe ins Feuer. Da sprang der in der Hostie enthaltene Christus aus dem Feuer in den Busen der frechen Frau und rief: „Wenn du mich nicht haben willst, so will ich dich haben.“ Da stürzte das Weib renig auf ihre Knieen.

Bei dem Gebot vom Mißbrauch des Namens Gottes wird sehr eingeschärft, daß man gute Gelübde zu erfüllen nicht verschieben soll. Ein Pfaffe, so wird als Warnung erzählt, führte ein wüstes Leben. Es kam ein anderer Geistlicher, um ihn zu bekehren. Der Bösewicht gelobte es, hielt es aber nicht. Er wurde krank, und als der Amtsbruder wiederkam, sagte er: „Bitte für mich, ich sehe zwei schwarze Bären stehen, die mich fressen wollen.“ Das Gebet des Kollegen half zwar, als er aber dennoch das Gelübde nicht hielt, sah er ein Feuer, das ihn verbrennen wollte. Endlich rief er: „Da kommen zwei Teufel mit einer glühenden Pfanne und wollen mich darin braten,“ und so gab er den Geist auf. Das Buch fügt hinzu: „Das lasse dir eine Warnung sein.“

Wie wirksam das Ave Maria ist, wird in folgender Weise veranschaulicht: „Eine gute Frau bringt ihrem Manne das Essen, ihr Kind in der Wiege bleibt ohne Aufsicht daheim. Ehe sie es verläßt, segnet sie es mit einem Ave Maria. Als sie nach Hause kommt, ist die ganze Bude verbrannt, das Kind aber im Feuer unverfehrt geblieben.“

Um die Messe zu empfehlen, wird die Geschichte vorgetragen, die wir aus Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“ kennen. Nur ist es hier kein Eisenwerk, sondern ein Kalkofen. Schillers Jäger Robert heißt nur der falsche Ritter, Fridolin heißt Wilhelm. Der König, nicht ein Graf fragt Wilhelm, wo er so lange gewesen. Er sprach: „Ich habe Messe gehört.“ „Ja, sprach der König, die Messe hat dir den Leib und dein Leben erhalten.“

Was die Bilder betrifft, so waren dies sehr mangelhafte grobe Holzschnitte, aber sie drangen bei ihrer Wohlfeilheit in die Häuser der Armsten und schmückten die Wände als Bücher für die einfältigen Leute und Laien. In wirksamer Weise stellen sie gern die Gegensätze von Tod und Leben, Teufel und Engel dar. Wir

sehen ein Bild, welches zeigt, wie unsicher es sei, die Buße bis zum Totenbett zu verschieben. Da liegt ein Sterbender, der Priester und sein Messbube stehen neben dem Kranken. Gerade will der Priester dem Manne eine Hostie in den Mund stecken, wodurch er gerettet worden wäre. Aber es ist schon zu spät. Die Seele kommt schon als eine kleine nackte Puppe aus dem Munde, und der Teufel, der am Kopfende des Bettes steht, hat die Seele schon gefaßt, es ist vorbei. Auf einem ähnlichen Bilde geht es eben noch gut ab. Ein Engel faßt die Seele und geht mit ihr an das Fußende des Bettes, wo das Fegfeuer schon lodert.

Eine Reihe von Bildern entspricht den zehn Geboten. Auf dem ersten Bilde sehen wir Gott Vater, der das Gebot giebt; ein Engel steht hinter einem Knieenden und schärft das Gebot ein, aber links steht ein Teufel mit entsetzlichem Gesicht, der sagt in Reimversen:

Was hast du (Wackerer) zu schaffen,  
Laß beten Mönche und Pfaffen.

Ähnlich sehen wir zum zweiten Gebote einen Engel hinter einem Schwörenden. Der Engel sagt seinen Vers:

Den Namen Gottes nicht in Meincid  
Verschwöre, noch in Eitelkeit.

Aber der Mensch schwört doch auf das Kreuzifix vor dem Richter, zum Nachtheile einer Frau, die im Hintergrunde steht. Er schwört falsch. Da sagt der Teufel, weil er so eilig gewesen zu schwören, lasse er ihn nicht mehr umkehren zum Guten. Beim dritten Gebote sieht man links einen Mönch auf der Kanzel predigen, oben hört ein Engel zu, unten die Gemeinde, fünf Personen, unter ihnen vier Frauen und nur ein Mann, ein Zeichen der bekannten größern Kirchlichkeit des weiblichen Geschlechts. Rechts auf demselben Holzschnitte ist eine Trinkstube abgebildet. Zwei Männer zechen und würfeln. Ein großer Teufel ist oben hilfreich geschäftig, ein kleiner bringt von unten noch einen Würfel. Die beiden entgegengesetzten Grundzüge stehen oben. Der Engel sagt:

Du sollst feiern den Sonntag,  
Denn Gott dir's wohl gelohnen mag.

Der Teufel ist Fatalist und spricht:

Spielt und trinkt und gehabt euch wohl,  
Es kommet, was da kommen soll.

So geht es weiter. Der Teufel ist sehr abschreckend dargestellt, damit das Laster nicht reizt. Die Einfälle des Teufels sind zuweilen anzuerkennen. Zu einem Diebe, der einen Rock stehlen will, sagt er, er solle lieber statt des Rockes das daneben befindliche Geld stehlen, dann habe er hundert Schock Rüde. Interessant ist auch, daß die Diebe und Mörder der Holzschnitte die Uniform von (burgundischen) Soldaten tragen. Offenbar war der Soldatenstand im fünfzehnten Jahrhundert nicht sehr respektabel.

Sibirische Zustände. Sibirien umfaßt ein Areal von etwa 13 Millionen Quadratkilometern, es ist doppelt so groß wie das ganze europäische Rußland, größer als ganz Australien, ein einziges seiner Gouvernements, Tomsk, ist  $2\frac{1}{2}$  mal so groß als Preußen. Ein so gewaltiger Bruchteil der Erdoberfläche verdiente wohl, den Geographen genau bekannt zu sein. Es giebt aber kaum einen andern, über den so unbestimmte Vorstellungen herrschen, als über dieses von den Russen doch schon vor drei Jahrhunderten eroberte Land, und es hat nur wenig Nutzen gehabt,

daß in der letzten Zeit zahlreiche gelehrte Reisende, wie Humboldt, Ehrenberg, Cotta, Gmelin, Middendorf, Klapproth und Castrén, es nach verschiedenen Richtungen hin studirt und beschrieben haben. Infolgedessen heißen wir einen neuen Beitrag zu seiner Kenntniß willkommen, der soeben unter dem Titel: Sibirien. Geographische, ethnographische und historische Studien von N. Fadrinzew (Jena, Costenoble) erschienen ist. Der Verfasser, ein geborner Sibirier, ist eine der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete, der Bearbeiter seines Werkes, Professor Petri in Bern, hat dasselbe in dankenswerter Weise vervollständigt, und die beigegebenen Illustrationen können gleichfalls als Bereicherung unsers Wissens bezeichnet werden. Besondres Interesse beanspruchen die Kapitel über die Sibirier der Gegenwart, über die Deportation, über die ökonomischen Zustände und über die mögliche Zukunft Sibiriens. Sibirien ist nicht bloß ein großes, sondern auch ein in vielen Beziehungen von der Natur reich gesegnetes Land, dessen Entdeckung für die Russen dieselbe Wirkung hätte haben sollen wie für die Westeuropäer die Entdeckung Amerikas. Dies ist aber nicht der Fall. Die Schätze Sibiriens sind lange nicht so energisch ausgebeutet worden wie die des transatlantischen Weltteils, und die Auswanderung nach Nordasien betrug nicht den zwanzigsten Teil derjenigen nach Amerika, sodaß jenes noch heute nicht mehr als 4 Millionen Einwohner hat. Das Land besitzt sehr bedeutende mineralische Schätze, darunter umfangreiche Steinkohlengager, es eignet sich im Süden und in der Mitte in vorzüglicher Weise für die Landwirtschaft, es hat herrliche Wälder und schiffbare Ströme von bedeutender Länge, Jagdtiere mit kostbarem Pelzwerk in Menge und Fische in ungeheuern Massen. Aber bis jetzt werden diese Vorteile nur wenig benutzt, und viele haben fast noch gar keine Berücksichtigung gefunden, während andre dem Raubbau verfallen und rasch erschöpft worden sind. Die moralischen und intellektuellen Kräfte der Russen reichten eben nicht hin, um Sibirien auch nur annähernd auf die Stufe wirtschaftlicher Entwicklung zu heben, auf der es stehen könnte, und auf die es gelangt sein würde, wenn es der englischen oder der deutschen Nation gehörte. Die Erforschung und Gewinnung der Naturschätze wurde weder mit Kenntniß und Geschick, noch mit System betrieben. Bis auf die neueste Zeit hatten die sibirischen Goldsucher ihre Entdeckungen nicht der Wissenschaft, sondern den Angaben der Tungusen zu verdanken. Das Gold in Gestalt von Goldsand wurde erst vor etwa vierzig Jahren aufgefunden. Auf die Erze des Altai wiesen erst die Spuren des Bergbaus hin, den die Tschuden hier getrieben hatten. Der Zobel wurde fleißig gejagt, aber niemand gab sich die Mühe, seine Lebensweise zu studiren, und jetzt ist er fast ausgerottet. Wenig ist für die Hebung der Schafzucht, nichts für die Ziegenzucht geschehen. Der Ackerbau hat sehr langsame Fortschritte gemacht. Tabak wurde lange Zeit garnicht gepflanzt, obwohl er im Süden prächtig gedeiht. Sibirien ist das Vaterland des Rhabarbers, aber die Sibirier schenken seiner Kultur keinerlei Beachtung. Westsibirien besitzt nach offiziellen Nachrichten, die hinter der wahren Ziffer zurückbleiben, an Pferden 2, an Rindern  $1\frac{1}{2}$ , an Schafen 3, an Schweinen  $\frac{1}{2}$  Millionen Stück, aber trotz dieser bedeutenden Zahlen sind verhältnismäßig Ackerbau und Viehzucht ungenügend entwickelt. Man treibt hier die Landwirtschaft in ganz irrationeller Art. Reiche Weiden bleiben ein totes Kapital. Herden von Schafen und Pferden gehen ohne Pflege auf der Steppe durch Seuchen und Wetterunbilden zu Grunde. Im Gouvernement Tobolsk stürzten in einem Zeitraum von nur fünf und zwanzig Jahren über 57 000 Pferde und 290 000 Rinder, im Gouvernement Tomsk von 1860 bis 1866, also in sieben Jahren, 177 145 Stück Vieh. Zahlreiche tierische Produkte weiß der sibirische Bauer garnicht zu verwenden. Die Vieh-

treiber mieten beim Transport ihrer Herden Schaffcherer und lassen die Wolle an Ort und Stelle unbenutzt liegen. Der Viehdünger sammelt sich, da er nicht benutzt wird, an manchen Orten in so unermesslichen Massen an, daß die Bewohner ganzer Dörfer auswandern und sich anderswo niederlassen, weil sie „gar zu sehr vermist sind.“ Die Landleute wissen den Ueberfluß an Fett, den ihnen ihr Vieh liefert, nicht zu verwerten, es nicht auszuschmelzen und zu reinigen; sie brennen statt Talglichter Kienspäne, sie waschen sich statt mit Seife mit einem Aufguß von gesäuerten Därmen, sie verstehen nicht zu gerben und verschicken die Häute roh. Das Getreide, das sie bauen, bringt so wenig ein, daß man vielfach Schweine damit mäftet, noch mehr aber wird seit einigen Jahren in Schnaps verwandelt. Die Branntweinbrennerei nimmt jetzt unter den Industriezweigen Sibiriens eine der ersten Stellen ein, aber nicht zum Vorteile des Landes: sie bietet Absatz für das Getreide, befördert aber die Trunksucht. Nach Jabrinzew's Bericht gab es 1873 in Sibirien 1262 Fabriken und andre gewerbliche Unternehmungen, und diese erzeugten Waaren im Werte von fünfzehn Millionen Rubeln, wovon aber mehr als acht Millionen auf Schnaps kamen. Die Hauptrolle in der westsibirischen Industrie spielen nach den Brennereien die Gerbereien und Talgsiedereien. Höhere Industriezweige, die sich nicht bloß mit einfacher Bearbeitung von Rohstoffen befassen, giebt es erst in kleinen Anfängen. 1886 hatte man nur eine Fabrik grober Wollenstoffe, drei Hüttenwerke und drei Eisengießereien. Die ganze industrielle Thätigkeit Sibiriens beschäftigte 1879 nur 10,109 Mann. Es erzeugte also bis heute von Manufakturen fast garnichts und bezog beinahe seinen ganzen Bedarf an solchen aus Rußland, das ihm nicht bloß Tuch und Zeug, Eisenwaaren und Möbel, sondern sogar Töpfergeschirre liefert. Den Handel in Sibirien charakterisirt Schmolensky, der Sekretär des statistischen Komitees in Tobolsk, folgendermaßen: „Die Manufakturen gelangen aus Rußland nach Ostsibirien vom Nischegoroder, nach Westsibirien vom Irbitzer Jahrmarkte. Die sibirischen Kaufleute nehmen die Waaren auf Kredit und bekommen daher stets Ladenhüter; namentlich giebt es auf den kleinen Märkten im Gouvernement Tobolsk viel Schundwaaren. Die Wanderkrämer reisen sehr wohlfeil, sie werden von den naiven Sibiriern als Pilger betrachtet und gratis gefüttert. Betrug und Ueberteuerung sind die Regel, dabei vergreifen sich die Sachen aber doch. Die Spezereihändler versichern, daß sie 35 bis 40 Prozent verdienen.“ Die Fabrikate vom Irbitzer Markte sind sprichwörtlich geworden. „Taugt es nicht, dann fort damit nach Sibirien,“ sagen die Fabrikanten. An einem Hause in Irbitz befand sich noch vor kurzem ein Schild mit den Worten: „Hier werden Madeira, Xeres und andre Traubenweine für Sibirien angefertigt.“ Ueber den Handel am Amur schreibt ein Marineoffizier: „Unsre Kaufleute nehmen Prozente nach Gutdünken; denn es giebt deren hier nur fünf oder sechs, und die haben sich zu unsrer Ausplünderung vereinigt. Sie gewinnen 200 bis 500 Prozent an ihren Artikeln und bisweilen mehr. Eine Lampe, die bei euch einen Rubel kostet, wird hier mit fünf Rubeln, eine kleine japanische Schatulle, die man an Ort und Stelle ihres Ursprungs für einen Dollar bekommt, mit zehn Rubeln bezahlt. In Kamtschatka befindet sich das Volk ganz in der Gewalt der lokalen Monopolisten. Ein Pud (16 $\frac{1}{3}$  Kilogramm) Mehl kostete in letzter Zeit hier fünf, ein Pfund Pulver vier Rubel. Das Geld ist hier außerordentlich selten, der Wechsel infolge dessen in Blüte. Ein Mann der besseren Klasse wünschte für ein geerbtes Heiligenbild einen geschnittenen Goldrahmen und wurde mit einem Händler über einen solchen einig. Der Preis sollte siebenzig Rubel sein. Im nächsten Jahre war der Rahmen fertig, und der glückliche Empfänger gab dem Händler 56 Felle von weißen Füchsen, die ebensoviele Rubel wert waren,

sodaß er jenem noch vierzehn Rubel schuldete. Nach sieben Jahren, in denen der arme Besizer des Bildes seinem Gläubiger neunzig Fuchsfelle für Kapital und Zinsen gegeben hatte, bemächtigte sich letzterer mit Gewalt des gemalten Heiligen, für welchen er nun einen Wechsel von 1200 Rubeln erpreßte; denn hätte ich, sagte er, die vierzehn Rubel in Jakutzk im Geldhandel anlegen dürfen, so würde ich damit im ersten Jahre einen Gewinn von 150 Prozent haben machen und das Geschäft dann mit Zins und Zinseszins sechs Jahre ebenso einträglich weiter treiben können. Derartige Dinge ergeben sich aus der sibirischen Art zu wirtschaften fast allenthalben.

### Literatur.

Ein Beitrag zur Lösung des Währungsproblems. Von F. Meyer. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1887.

Gold und Silber in der Weise neben einander als Münze zirkuliren zu lassen, daß beide Metalle in den Stücken der Einheit und ihrer Mehrheit unbeschränkte Zahlkraft haben und denselben volle Prägefreiheit eingeräumt ist, führt in der Regel zu wirtschaftlichen Uebelständen, auch sind dabei thatsächlich doch nur die Münzen des einen der beiden Metalle im Lande das Hauptzahlmittel. Zweckmäßiger erscheint es, jene Unbeschränktheit nach beiden Richtungen hin auch gesetzlich nur einem derselben zuzuerkennen und dieses als Basis des Münzsystems aufzustellen, und zwar empfiehlt sich dazu das Gold, weil es sich auch zu Zahlungen an das Ausland besser verwenden läßt als das Silber. Aber radikal wird die Frage hierdurch, wie der Verfasser nachweist, nicht gelöst, und so muß, wie er meint, „die Annahme des Goldstandard auf gewisse, in wirtschaftlicher Beziehung höher entwickelte Gebiete beschränkt, und selbst in diesen von der Forderung, daß schon die Münzeinheit ein Goldstück sein müsse, abgesehen werden.“ Also weder einfache, streng durchgeführte Goldwährung, noch Doppelwährung, sondern ein Kompromiß, nach welchem jedes der beiden Edelmetalle in der Sphäre, welche die wirtschaftliche Natur des Verkehrs ihm zuweist, überwiegend als allgemeines Zahlungsmittel funktioniert. Es giebt zwei Gebiete des Verkehrs: dem einen gehört weit überwiegend Gold, dem andern Silber als Uebertragungsmittel an, jenes legt infolge der bestehenden internationalen Beziehungen des Großbetriebes Gewicht auf den Besitz des zum Weltgelde vorzugsweise sich eignenden Goldes, dieses dagegen begnügt sich mit Silber, es will ein Geld für rein inländische Zahlungen und nimmt deshalb, damit dasselbe dem Lande auch bei Wertänderungen des Silbers erhalten bleibe, bis zu einer gewissen Grenze selbst an der Höherbewertung der Silbermünze keinen Anstoß. Aus diesem Grunde wird sogar der etwa eintretende Fall, daß der Großbetrieb seine inländischen Zahlungen mit Silber vornimmt, letzteres also über die gesetzliche Schranke hinaus als Zahlungsmittel fungirt, keine Besorgnis hervorrufen können. Der Großverkehr zeigt dann eben durch direkte, nicht weiter auf Gold reflektirende Verwendung des Silbers, daß ihm dasselbe für seine nächsten Zwecke an und für sich genügt, und die Sache steht dann ebenso, wie wenn auf den höhern Verkehrsstufen Banknoten zirkuliren, welche eine Einlösung garnicht verlangen.

Die Schrift ist also ein Plaidoyer für das Silber, was an ihrem Schlusse besonders deutlich wird, wo der Verfasser sagt, das Bestreben, dem Golde eine größere Herrschaft einzuräumen, erhalte die Furcht vor stärkerer Demonetisirung und daraus folgender Entwertung jenes Metalls, lasse die unsichere Preislage des-